

Zeitschrift:	Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band:	24 (1937)
Heft:	9
Artikel:	Stockholm : Reiseeindrücke eines Architekten
Autor:	Bernoulli, Hans
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-87189

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stockholm

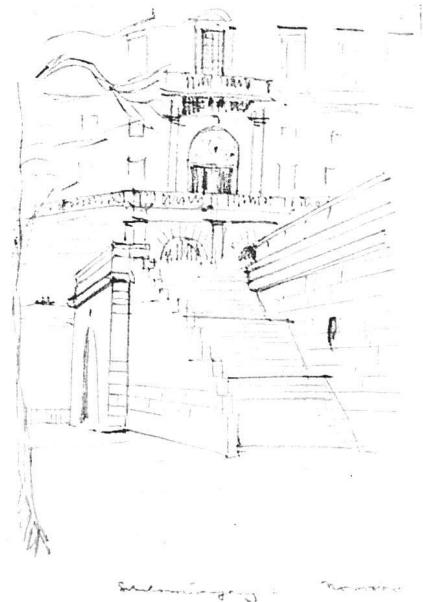
Reiseeindrücke eines Architekten

Vogelschau

Der alte Herr mit der merkwürdig betont aufrechten Haltung und den grossen, das ganze Blickfeld ruhig und durchdringend erfassenden Augen, der Geheime Rat des Herzogs Karl August von Weimar, er hat — wenn er eine fremde Stadt kennenlernen, erkennen wollte — den Küster der Kirche mit dem höchsten Turm aufgesucht und ist dann beharrlich die ungezählten steilen Stufen hinaufgestiegen, um die restlose Uebersicht zu gewinnen, das vollkommene Bild zu schauen, das wahrhafte Wesen der Stadt zu erfassen.

Der bequeme Nachfahre macht sich's leichter: im Schlafwagen von Berlin her ist er — vom dicken Bauch eines Trajektschiffes aufgenommen — übers Meer gefahren, dann das braune Land herauf, acht Stunden lang, und dann gewiegt, getränkt und gefüttert in Stockholm angekommen. Nun besteigt er frischweg einen hübsch rot lackierten Bus, fährt aufs Flugfeld hinaus und klettert in den Blechvogel, der ihn in leichten weichen Bögen über die Erde hebt, ihm den bunten Teppich zeigt, gewirkt aus dem Dunkelgrün der Wälder, dem fahlen Braun der Aecker, dem mattens Weiss der überfrorenen Buchten des Mälar und dem verschwimmenden Blau der salzigen Wasserflächen, die im Osten unendlich weit, von unzähligen Inseln besetzt, sich gegen den Dunst des Horizonts hin verlieren; und da erkennt er, tief unten, dass ein Teil der offenen Landschaft bedeckt ist von lockeren und dichten Häusergruppen, die sich von zwei Seiten her an eine Meerenge herandrängen — er erkennt auf der einen Seite an dem engen Raster der scharf und schwarz in die Masse eingegrabenen Strassenstreifen die Geschäftsstadt von Stockholm, Norrmalm, und gegenüber zwischen grossen Baugevierten die nackten Granitklippen Södermalm, die rasch aufgeschossene Arbeiterstadt. Dazwischen auf der Insel, die als natürliche Brücke zwischen den beiden sich entgegenstrebenden Landvesten liegt, wie ein Stapfstein im still strömenden Bach, die Insel «zwischen den Brücken» mit dem weithin leuchtenden Carré des königlichen Schlosses — die Stadt Gustav Adolfs.

In anmutigem Schwanken zeigt der grosse Vogel dem Dutzend Menschen, das sich ihm anvertraut hat, die ganze Stadt, bis an ihre Ränder, in einem umfassenden Blick. Präzis abgesetzt gegen das offene Land, besäumt mit den Grossbauten der Technischen Hochschule, dem Stadion, den Kasernen, dem neuen Miethausviertel im Nordosten; und hier, tief unter uns, blitzen die weissen Streifen auf der modernen Quartiere Fredhäll und Kristineberg. Einzelne Bauten sind zu erkennen: Die Stadt-



Aufgang zum königlichen Schloss Norrebro

bibliothek mit ihrem zylindrischen Aufbau, und hier, auf der vordersten Spitze vom Kungsholm, der Altstadt gegenüber, das hochberühmte Stadthaus; drüben, zwischen dunklen Massen von Miethäusern, auf freier Höhe, die wohlbekannte doppeltürmige Högalidskirche. Und wie der Vogel die Schleife weiter zieht, in dunklem Wald eingebettet Drottningholm, die Residenz der bis zum Film hinauf berühmten Königin Christine. Und dort, jenes mit merkwürdig gleichmässigen Punkten besetzte Feld, ist es nicht die Aussaat der winzigen Holzhäuser, der Småstugor?

Ein mächtiger Aufschwung reisst uns vom Bild der Stadt los, wir umkreisen weite menschenleere Gebiete, hie und da ein Gehöft, ein Wasserlauf. Dort, zwischen Bäumen, das leuchtende Weiss der kleinen Rundkirche von Bromma. Ringsum, spielerisch verstreut, die kleinen Häuser des Dorfes, an den Boden geduckt, unter den grauen Dächern das Falunrot der hölzernen Mauern.

Das Rattern verstummt, wir sausen im Gleitflug der Erde entgegen, tief aufatmend verlassen wir das leichte Flugzeug, stürmisch bewillkommen, so will es uns scheinen, von einer fröhlich hin und her wogenden Menge. (Wie uns die Zeitungen anderntags bekehrten, galt der Willkomm nicht uns, sondern der eben aus Paris eingetroffenen Prinzessin Bernadotte.)

Zu ebener Erde

Ein einsamer Spaziergang anderntags durch die Strassen der Stadt, unbekannt und unbemerkt, fast wesenlos wie ein Schatten. Die im ersten Augenblick verwirrenden Strassenzüge ordnen sich bald zum wohlgebauten, bekannten, ja fast schon vertrauten Gerüst, wie eine mit Geschick und Glück zur Lösung geführte Patience.

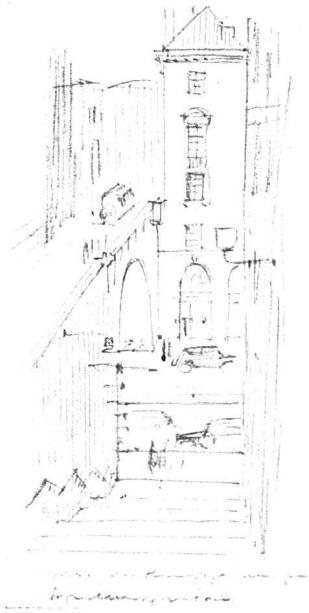
Ich strebe der Hauptstrasse zu, Drottninggatan, der Strasse der Königin — eng, hoch und unabsehbar; in den oberen Regionen Himmel und Sonne und flatternde Fah-

nen — nicht allzu pathetisch übrigens: die Fahnen dienen dem Geschäftsleben, nicht der nationalen Eitelkeit, der empfiehlt seine Berlitzschool, der seine Seidenstrümpfe, der seinen Mittagstisch zu 85 Oere, der seine Gardinen. In dieser Umgebung verliert sogar das fatale Hakenkreuz, das da oben baumelt, seine nach Weltgeltung dürstende Bedeutung.

Mittlere und kleinere Läden, sauber, nett, sorgfältig, aber «nichts Aufregendes», wie der Berliner sagt. Plötzlich führt eine enge Seitenstrasse den Blick auf den lichtüberfluteten Hötorget, den Heuplatz, wo die Front des Konserthuset die ewige Melodie von Säule und Intervall spielt. Davor die Freitreppe, darauf Dutzende von Menschen hocken, dem so lang entbehrten Sonnenschein sich andachtsvoll hingebend. Aber zwischen den Menschengruppen aufragend der Brunnen von Milles: die hochstrebende Figur des Orpheus mit den schmalen Händen in die leere Leier greifend, und ihm zu Füssen, schwabend, die verzückten Gestalten langbeiniger Mädchen und Jünglinge — ein bezauberndes Spiel.

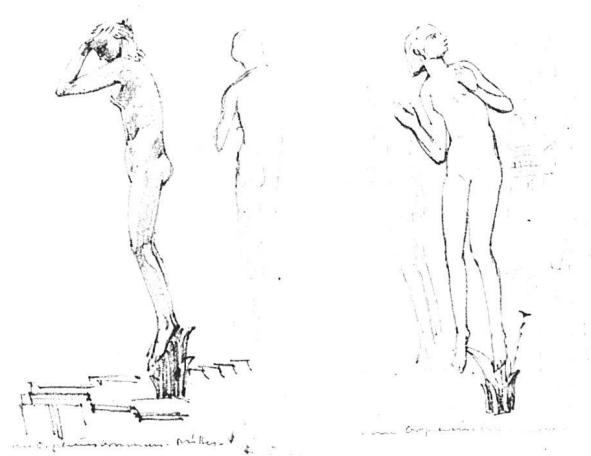
Der breite Strassenzug vom Kungsgatan, der Königstrasse, führt uns in leichter Wendung bergab zu jener fast amerikanischen Verflechtung von Strasse, hochgewölbter Brücke, Treppenanlagen und zwei zwanziggeschossigen Hochhäusern. Die Strasse, die da so grossartig über uns hinwegführt, fristet freilich ein gar bescheidenes Dasein: man verkauft allda allerhand Dinge zweiten Ranges in drittrangigen Auslagen — auch hier also reichen die Verkehrsströme nicht aus, die ganze Stadt bis in ihre letzten Adern zu durchfluten; in den Seitengassen verebbt der Strom zum schwachen Rinnsal, das die staubigen Ufer nur noch matt bespült.

Südwärts dann wächst von Block zu Block das Leben, bis plötzlich die enge Strasse ausfliesst in die silberne Welt eines Platzraumes — das Reiterbild Gustav Adolfs, Menschen und Wagen weit überragend, der dunkle Bogen von Norrebro über den laut schäumenden Norrströmen gespannt, jenseits des freien Planes zwischen dem Reichstag und dem Hafen, das ganze Bild umfassend und streng umgrenzend, über zwei hohen Sockelgeschossen die in gewaltiger Breite sich hinstreckende Schlossfront. Kalt und gross, allem Leben abgestorben, einen Formenkanon von lang schon verklungener Tonfolge unablässig wiederholend — für unser Gefühl nicht so sehr eine künstlerische Leistung als eine Tat: jene bescheidene «Stadt zwischen den Brücken» hat in einem Zug, nach einem Gedanken und nach einem Willen einen Bau aufgerichtet, der heute, nach mehr als zweihundert Jahren, bei zwanzigfacher Bevölkerung und unendlich erweiterter technischer und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit immer noch weitaus der grösste und geschlossenste an Bauten ist und bleibt.



Strassenbrücke über Kungsgatan

Ein paar Schritte vom Schloss, und wir tauchen unter in der bescheidenen Kleinbürgerlichkeit der alten Hauptstrasse der Stadt, der Strasse, in der das ganze Leben von anno dazumal von Brücke zu Brücke hin und her flutete; Västerlånggatan, viel zu eng für den brausenden Verkehr eines zwanzigsten Jahrhunderts, hat man sie dem Fussgänger überlassen. Und so bietet sich dem Bummelnder das merkwürdig anziehende Spiel eines fast lautlosen, wie schwebenden Verkehrs zweier in endloser Kette sich gegeneinander bewegender Fussgängerzüge. Wie menschenfreundlich und wie praktisch! So lassen sich zwei Strassenfluchten halten, jahrhundertelang, und der holde Zufall baulicher Einfälle und Gelegenheiten darf allda spielen ohne Gefahr noch Gefährdung: nebeneinander in bunter Reihe stehen die kahlen Fronten spätmittelalterlicher Düsterkeit, die üppigen Ohrwatschelportale aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges, das höfische Wesen eines



Figuren vom Orpheusbrunnen. Bildhauer Milles

kühlen Klassizismus, der dröhrende Biertisch der Unternehmer von 1880 bis 1900, da und dort ein blitzsauberer weissmetallener moderner Ladeneinbau — das Ganze übersponnen von der bunten Vielfarbigkeit und Vielgestaltigkeit der Affichen und Schriften, die dem Geschäftsleben von heute dienen.

Die bisher ebene Strasse führt nun rasch zwischen den hohen düsteren Häusern über den runden Granitbuckel hinunter zur offenen Helle des Ufers. Da treffen von rechts und links die breiten Quaistrassen zusammen, um in kunstvoller Verflechtung — Niveaukreuzungen vermeidend — das jenseitige Ufer zu gewinnen; ein fast unübersehbares Wenden und Wölben von Fahrbahnen und Brücken und Geländern und Treppen. Strassenbahnen, Autos, pferdebespannte Lastwagen und wimmelnder Fussgängerverkehr, dazwischen der unerbittliche Schienennstrang der Bahn — eine Apotheose auf die Welt des modernen Verkehrs, hingestellt vor den hellen Hintergrund der fünffach geteilten, hundertfenstrigen Fronten, der an die dunklen Steinmassen von Södermalm gelehnten Bürogebäuden, davor in verwegener Zierlichkeit Katarinahissen mit hoch in der Luft schwebendem Steg.

Der durch diese Anlagen, die Anlagen von «Slussen», unendlich strömende Verkehr bildet ein eindrucksvolles Gegentück zu der fest umrisstenen kalten Grösse des gewaltigen Schlossmassivs.

Froschperspektive

Nach dem Wandsbecker Boten darf es einen nicht verwundern — auch hinter der fremden Sprache und unter hohem Breitegrad sind «die Menschen gerade so wie wir»: Die nationale Eigenart zeigt sich vielmehr in der Besonderheit der Fensterriegel und all jener tausend Einzelheiten und Kleinigkeiten bürgerlichen Wesens, die man schon nach vierwöchigem Aufenthalt nicht mehr sieht, weil man sich an sie gewöhnt hat, die aber dem helläugigen Herrn Urien sich auf den ersten Blick zu erkennen geben und die er sich notiert.

Die Zimmertüren gehen hierzulande nicht nach innen auf, wie wir das gewöhnt sind, sondern nach aussen. Wohnzimmer, Küche und Badezimmer präsentieren sich damit gewissermassen als in höchster Vollkommenheit ausgebauten Wandschränke. Auch die Wohnungstür und manchmal auch sogar die Haustür folgen diesem Beispiel: das ganze Haus wird damit zur lebensgrossen Vergrösserung eines Puppenhauses.

Die Gartentüren vermögen sowohl nach innen wie nach aussen sich zu öffnen. Ein besonders sinnreich ausgedachtes Schloss setzt sie dazu instand. Offenbar eine altgeübte Kunst, denn solche Schlösser gibt es in primitivster Handarbeit wie auch als Dutzendware, von einer gefälligen Bauindustrie bereitwilligst geliefert.

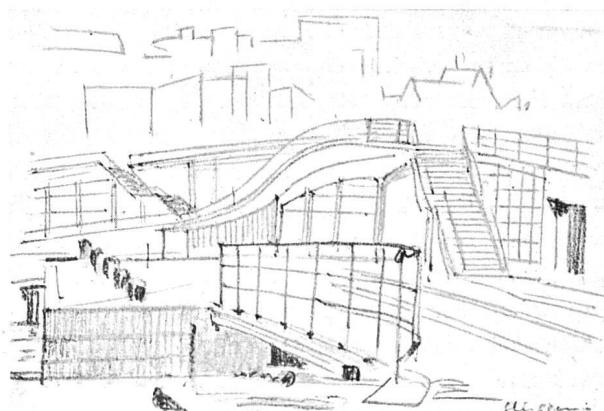


Västerlanggatan, von 8–23 Uhr für Fussgänger reserviert

Der Briefkasten ist unbekannt: vergebens sieht sich der Briefträger im Eingangsflur nach einem solchen um. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als im Lift hochzufahren und nun von oben an seine Gaben zu verteilen. Er wirft die süßen Billets in metalleingefasste Schlitze auf die bestaubten Fussmatten, die innerhalb der Wohnungstür ein bescheidenes Dasein fristen — denn auch die Wohnungstür kennt den Briefkasten nicht.

Dafür ist der Vorortbus mit einem Briefkasten ausgerüstet; jenen Pionieren des Lebens im Grünen bietet die Busverwaltung die Annehmlichkeit und das beruhigende Gefühl, dass sie ihre kleinen Unwichtigkeiten sozusagen dem leibhaftigen Verkehr selbst anvertrauen dürfen. (Ich hatte sogar Gelegenheit zu bemerken, dass solch ein Briefkasten wirklich geleert wurde.)

Den ungefälligen jungen Rüpeln (auch solche scheint es hier zu geben) ruft die Busverwaltung in hübscher Druckschrift zu: «Du, der du jung und frisch bist, mach denen Platz, die es nötiger haben als du selbst.»



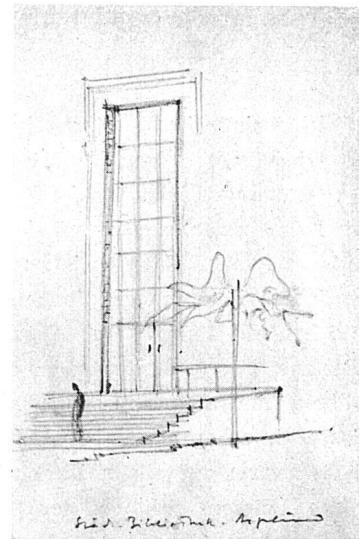
Slussen

Auch die *Strassenbahn* weiss, wie man den Mitmenschen das Leben ohne grosse Kosten verschönern kann: sie stellt dem Führer ein bequemes festes Dreibein zur Verfügung, dessen er sich gerne ab und zu bedient, ohne dass er solches je missbräuchlicherweise mit nach Hause genommen hätte.

Merkwürdig oft trifft man die *Wendeltreppe* an und zwar in den «allerbesten Häusern» so gut wie in den Miethäusern, die dem Proletariat vorbehalten sind. Da ist wieder einmal die treue Fürsorge der Behörden von einem herzlosen Unternehmertum unter die Füsse getreten und in ihr Gegenteil verkehrt worden: das Bau- gesetz verlangt nämlich für die Treppen der mehr als vier Geschoss hohen Häuser 1,35 Meter Breite; wenn solche nicht geradläufig geführt sind, 1,50 Meter. Das war unvorsichtig, denn nun hat ein vom Teufel besonders stark geplagter Unternehmer herausgefunden, dass eine Wendeltreppe mit dem schäbigen Radius von 1,65 m gerade noch ausreicht zu einer Stufenbreite von 1,50 m, was gegenüber einer normalen zweiläufigen Treppe von 1,35 m Breite eine Ersparnis von 3,3545 m² bedeutet. Damit war die so gut wie unbegehbar Stockholmer Wendeltreppe geschaffen.

Mehr der Schwäche der Handhabung als der Undich- tigkeit des Gesetzes ist es zuzuschreiben, dass man hie und da Häuser trifft mit sieben und acht Geschossen (wo doch bloss sechs Geschosse gestattet sind und bloss fünfgeschossige Häuser ohne Lift!). Offenbar sind alle diese Bauten der Baupolizei im Dezember eingereicht worden, wo es bekanntlich unter so hohen Breitegraden auch in der Mittagszeit so dunkel ist, dass man beim besten Willen keine Etagen mehr zählen kann.

Ein Stück Kulturgeschichte für sich bildet die Geschichte des «Häuschen». Auf dem Dorf fängt's an (wie alles in Schweden). Da wird dieses wichtige Element des Hauses einfach unterdrückt; dafür besitzt das Dorf auf dem Hauptplatz eine zentralisierte W.C.-Anlage, ähnlich dem Dorfbackofen, wie er in gewissen Gegenden der Schweiz üblich ist. Derlei Anlagen — Pavillonsystem könnte man es nennen — sind noch für die umfangreichen Nachkriegsbaracken in Stockholm angewendet worden. Das großstädtische Miethaus, traditionslos wie es nun einmal war, stand dieser Uebung recht hilflos gegenüber. Der kühne Unternehmer zerrieb den Knoten mit des Schwertes Schärfe: er verlegte diese nach Licht und Luft dürstende Angelegenheit kurzerhand in die Mitte der Wohnung, er degradierte sie zum Wandschrank (mit einer Andeutung von künstlicher Lüftung immerhin). Und diese bereits zur Sitte gewordene Anordnung wurde nun auch, so schwer es oft fallen mochte, auf die freistehenden Einfamilienhäuser übertragen. In Dreiraum-Häuschen sogar, wo es *absolut* nicht mehr möglich war, den «kleinen Winkel» ins Hausinnere zu verlegen,



Portal der städtischen Bibliothek
Architekt Asplund

hat man ihm — an der Aussenwand! — kurzerhand das Fensterrecht verweigert.

Eine bei uns noch unbekannte Verwendung des Granits haben wir, wenn nicht in Stockholm, so doch in einer Landstadt draussen getroffen: den sechzig Zentimeter breiten Randstein. Der Eindruck dieser so simplen Anordnung ist merkwürdig stark. Man muss das gesehen haben, um es zu glauben. Offenbar geht der starke Eindruck darauf zurück, dass auch dem an die Kante gedrängten Fußgänger immer noch ein bequemer, menschenwürdiger Streifen geboten wird.

Sympathisch berührt den aus pedantischeren Gegen- den stammenden jene *Strassenunterführung*, die während des Zugsverkehrs Kungsholm mit Norrmalm verbindet, etwa hundert Meter vom Hauptbahnhof: eine Unterfahrt von 2,55 m lichter Höhe (in unserer Heimat werden 4,50 m Lichthöhe nur stirnrunzelnd als «zulässig» betrachtet).

Zum Schluss sei der freundlichen Sitte gedacht, nicht nur die Straßen, sondern auch die *Baugevierte* mit besonderem Namen auszuzeichnen:



Notwohnungen und Miethäuser
WC-Pavillons in schön gepflegten Gärten

Ich wohnte im Kvartier «Bergsturz».

Ich besuchte einen Neubau im Kvartier «Stockfisch».

Ich kaufte Postkarten im Kvartier «Andromeda».

Denn in der Altstadt mit ihrem kleinen Lädchen und den grossen Torbogen, denen Fisch- und Armleutege-
ruch entströmt, tragen die Baugevierte die Namen von
Göttern und Halbgöttern: Pluto und Proserpina, Titania,
Daphne, Ulysses, Dido — der ganze Olymp hat sich auf
diesen für unsreinen unmöglichen Vierteln niederge-
lassen in erhabener Unberührtheit, wie ein weisser Tau-
benschwarm auf einem Ziegenstall. Die neueren Quar-
tiere müssen sich, da der Himmel weggegeben, mit
prosaischeren Namen begnügen, mit Walfisch und Ele-
fant, mit Seelöwe und Stockfisch, während dann für
die Aussenquartiere noch der Abfall an Begriffen übrig
bleibt wie der Nachtwächter, der Gartenzaun, die
Heckenscheere, die Gardinenstange. Aber man ist auf
alle Fälle irgendwo zuhaus: die Strasse gehört den Pas-
santen, der Strassenname ist für den Passanten da!
Das Wohngeviert aber und der Name des Kvartiers
gehören dem Ansässigen, dem Mann, der in Hemdsärmeln
aus dem vierten Stock zwischen den Geranienstöcken
durch auf das heimatlose Gewimmel niedersieht. —

Heute, wo man den Begriff der beidseitig mit Häu-
sern besetzten Strasse verschrottet und das Haus und all
die hübschen Gruppierungen von Wohntrakten aller Art
verselbständigt, wäre es nur recht und billig, wenn diese
selbständigen Schöpfungen zwischen den vier Strassen
auch einen eigenen Namen erhielten.

Die Kollegen

Ich wurde von dem dienstuenden weiblichen Wesen
in ein düsteres Gemach geführt, indirekt beleuchtet, ohne
Ausblick. Die wenigen Gegenstände, Schreibtisch, Schrank
und zwei Stühle, wie staubbedeckt in dem trüben Licht.
Als einziger, aber wahrhaft heroischer Schmuck an der
Wand: die langen Fronten des königlichen Schlosses,
Stiche nach den Zeichnungen von Tessin. Es war das
Arbeitszimmer von *Eskil Sundahl*, dem Chefarchitekten
der schwedischen Konsumvereine. Ich hatte Musse zu
überlegen, ob hier Wilhelm Meistér die Grundsätze sei-
ner «pädagogischen Provinz» wiedererkannt hätte, wo-
nach der bildende Künstler schönere Arbeitsräume haben
muss als der Musiker, weil

„der Musiker immer in sich selbst gekehrt sein muss, sein Innerstes auszubilden. Umgekehrt muss der bildende Künstler in der Aussenwelt leben und sein Innerstes gleichsam unbewusst aus und in dem Auswendigen manifestieren. Bildende Künstler müssen wohnen wie Könige und Götter — —“

Da tritt Sundahl ein, ein blasses Gesicht, rötliches
Haar, reicht mir munter die Hand, und bald werfen wir
die silbernen Bälle einer leicht geschürzten Unterhaltung
über tiefere Dinge hin und her, als hätten wir nur nach

kurzer Unterbrechung das Gefühl guter Freundschaft
und innigen Verstehens zu erneuern.

Wir fuhren zusammen hinaus nach Kvarnholmen: in
scharfem Bogen, in die Granitwand eingesprengt, folgt
die Strasse den Umrissen des Hangs, tief unten der blaue
Spiegel eines zackigen Fjords, gegenüber graue Fels-
wände, dazwischen tiefgrüner Kiefernwald.

Mit dem harmlosen Wesen, als ob er mir ein paar
Kaninehenställe zu zeigen hätte, führt mich Sundahl auf
seiner Insel herum: vor zehn Jahren vom Konsumverein
gekauft worden, mit der grossen Mühlenanlage darauf,
die unter der leider unheilbaren internationalen Krank-
heit des Brauereiverblendsteinstiles leidet. Daneben dann
die inzwischen entstandenen Sundahlschen Bauten in
fröhlicher Unbekümmertheit: die mattglänzenden Massen
der Metallsilos, die langgereichten Sheds einer Knäcke-
brotfabrik, die dunkelrote Hafergrützfabrik, die sinn-
reiche Makkaronifabrik. Und dann die Arbeiterwohnun-
gen — alte Bekannte von Papiers Gnaden — aber hier in
voller Naturgrösse und Wirklichkeit; drei, vier Reihen
übereinander gestaffelt; die kleinen Häuser mit ihren
Veranden, wie die friedlich gelagerten Zuschauer eines
Naturtheaters in Betrachtung versunken — gegenüber das
ewige Schauspiel von Fels und Meer und das nie ver-
löschnende Grün der Kiefernwälder.

Grossbauten, leider, mit kleinwinzigen Wohnungen
als schützende Wand hinter den niedrigen Reihen. Ein
Konsumladen, höflich sich an den Fels drängend, um den
Passanten Raum zu geben. Alles so schön menschlich-
einfach, ohne Rhetorik. Ein aufmerksam ordnender Geist,
dem nichts zu gering ist. Die Ladeneinrichtung, die
Reihung der Töpfe, der Gläser, der metallnen Behälter
— alles himmelweit entfernt von der gravitätisch düstern
Kunst, der noch gestern der Architekt verpflichtet war:
viel eher verwandt der Anmut der Hausfrau, die den
Tisch des Hauses mit Sorgfalt und Geschmack zu fröh-
licher Tafel herrichtet.

O, wir haben noch vieles gesehen, von der weit-
gespannten Omnibusgarage, der Konsumzentrale, der
Glühlampenfabrik Luma bis zu dem luftigen Gerüst des
Katarinahissen, des Aufzugs, der vom Planum dicht am
Wasser vierzig Meter hoch aufsteigt, den von der Alt-
stadt Herkommenden über Häusser und Strassen weg-
führt auf das hochliegende alte Zentrum von Södermalm.

In dem auf schwindelnder Höhe hängenden Restau-
rant «Gondolen» nahmen wir Abschied, er wie der Kapi-
tän auf seinem Schiff, ich wie der Passagier, der schon
wieder an das nächste Wiedersehen denkt, unterm Arm
das Buch von Sundahls und seiner Mitarbeiter Werk, auf
dem ersten Blatt mit einer freundlichen Widmung. —

Ich stolperte zwischen den Plattenlegern und Malern
herum, kroch unter den Leitern der Schreiner durch, die

den Hauptraum mit Sperrholz verkleideten und besah mir so das Werden des Klubhauses im Kvartier Torsten, das sich Architekten und Baumeister in einer uns ungewohnten und fast suspekten Vertraulichkeit zusammen erbauen. Eine Arbeit von *Sven Markelius*.

Wenn auch der Architekt sich leicht das Fehlende ergänzt und die Wirkung, die in solch einer Anlage beschlossen liegt, vorwegnimmt, so war es mir doch lieb, ein fertiges Gebäude von Markelius, das Kollektivhuset, zu besehen.

Die Platten des Bürgersteiges fliessen bis in die Nische, die Hauseingang und Eingang einer Lunchbar aufnehmen. Die Bar, hell, sorgfältig ausgebaut, luftig, den Durchblick von der Strasse bis nach der gegen den Mälar gehenden Hof freigebend. Bartisch, Etageren, Beleuchtung, alles sehr anspruchslos, aber sorgfältig überlegt. An der Wand hängen lose vier Glaskugeln unterschiedlicher Grösse, durchsichtig, in ihrem Wasser ein paar grüne Zweige.

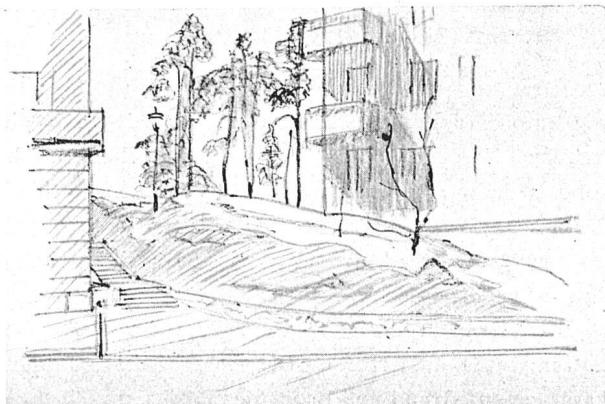
Der Lift saust hoch. In seinem Büro begrüßt uns der Chef.

Das Neue, Merkwürdige am Haus ist die Staffelung seiner Front. Senkrecht zum Mälarstrand gestellt, kaum 50 Meter vom Ufer entfernt, würde es, «normal» angelegt, den Bewohnern nur den Blick zum nahen Gegenüber verstellen, wie zehntausende seinesgleichen, ihn nichts ahnen lassen von der so nahen offenen Welt. Da hat Markelius nun die Front im Zickzack zur Baulinie gestaffelt: der «Zick» vollständig geöffnet, der Sonne und dem Ausblick zugewandt, der «Zack» fensterlos landwärts gerichtet. Fünffach nebeneinander, durch alle Etagen hindurch bis ins Dach hinauf, wo offene Terrassen die Bewegung aufnehmen und undurchbrochene Wände den Windschutz bieten und den Blick wasserwärts führen. Damit sind alle Frontwohnungen des Hauses eindeutig nach dem schönen Blick und der Sonne orientiert.

Wie der Name sagt, hat das Haus aber noch andere Besonderheiten, denen wir, offen gesagt, weniger willig folgen: Das Haus will nicht eine Vielheit von abgeschlossenen Wohnungen darstellen, sondern ein «Kollektiv»: Eine Küche, Eine Bedienung, Eine Kinderstube. Ein Instrument, das die Auflösung der Familie anbahnen und, wo sie schon vollzogen ist, ihr dienen soll.

Wir wenden uns unserer geheimen Liebe zu, dem Klassizisten *Asplund*. Ist nicht seine städtische Bibliothek droben im Norden der Stadt im matthen winterlichen Grün ihres Parks ein Stück Vollkommenheit? Ganz? Kristallrein? Absolut? Logisch? Ausgeglichen, wie die Rotonda, lautlos, verschlossen wie das Grab der Cäcilia Metella?

Asplund hat mich in seinem Wagen abgeholt, nicht um mir seine Bibliothek zu zeigen — die ist ja längst in



Granit- und Kiefern Garten

NB! Ueber den 2 sichtbaren noch 3 weitere Balkone

das Kunstgut der Welt eingegangen — sondern um mir sein noch nicht ganz vollendetes bakteriologisches Institut vorzuführen. In einem erbärmlichen Quartier öffnet sich unversehens ein grüner Rasenplan, Gebäudegruppen in bescheidenem Backsteinrohbau, Eternitwände, Holzverkleidungen. Es sind die leicht gestaffelten Stallbauten des Instituts. Futterböden, Transporteinrichtungen, Laboratorien — höchst bescheidene Dinge — sehr weit entfernt von jenen Aufgaben, denen die sublimsten Formen als adäquater Ausdruck dienen dürfen. Man wäre in Verlegenheit, wollte man ausdrücken, an welcher Stelle, in welcher Art sich hier jener Geist manifestiert, der der absoluten Vollkommenheit so nahe gekommen — wahrscheinlich wäre das nur möglich durch ein Rückwärtsblicken: wie hätte eine weniger edle Natur sich einer so bescheidenen Aufgabe angenommen?

Ich habe nach diesem Besuch nochmals die Bibliothek aufgesucht, den Bau, in dem Asplund sich ganz hat ausgeben können, und war von neuem erstaunt und erschüttert, wie er hier das Bescheidenste geadelt und das Grösste in scheuer Zurückhaltung nur hat ahnen lassen.

Ich sollte den mir aus seinen Plänen bekannten *Lindström* kennenlernen. Sein Büro liegt an dem grünen Plan, aus dem sich in überirdischer Grösse Karl der Zwölfe erhebt, ein langer Kerl in hohen Stulpenstiefeln mit weit ausholender Gebärde, langsam vorwärts schreitend auf ein fernes Ziel hinweisend, das seine eignsinnige Stirn sich vorgesetzt.

«Was saget ihr doch? — Gott und ich leben ja noch!»

Das Büro von Lindström, eine bescheidene Folge von kleinen Räumen, zeigt keinerlei Gesten. Es sind da in kleinstem Maßstab die unzerstörbaren Linien von Hauptstrassen und die Umrisse von Massengruppierungen angemerkt, die ihre Grösse und Bedeutung nur dem Ein geweihten preisgeben. Der Schöpfer all der in knappen Formeln hingeschriebenen Dinge — wie kann es anders sein? — einfach und «unscheinbar» wie seine Arbeiten selbst. Wie einfach und unscheinbar der Gedanke, zwischen den kleinen Häusern und ihren kleinen Gärten das Blockinnere frei zu geben. Nicht den einzelnen zuzuteilen, wie üblich, nicht zu Pachtgärten zu nützen,

wie unsere englischen Freunde uns vorschlagen — einfach frei lassen: Rasen, Granitklippen, Kiefern. Das Land ist ja so weit und gross! Wozu die Aengstlichkeit, das schofle Wesen! Ein paar Meter Strassenlänge mehr als sonst, das ist alles — aber wie reichlich belohnt es sich, hier die Hand zu öffnen!

Die Pläne für die Nordostquartiere der Stadt, Ausnützung aufs äusserste durch sechsgeschossige Mietskasernen auf Grund und Boden des Reichs, um eben diesen Grund und Boden zu hohem Preis verhöckern zu können — keine hübsche Aufgabe. «Make the best of it!» So entstehen da in freier Landschaft wenigstens wohlgeordnete und gut zusammengestimmte Massen, wenigstens dem flüchtigen Auge des Passanten ein stolzes Bild.

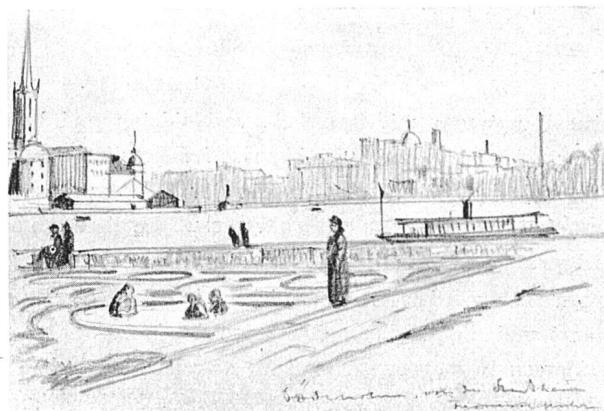
Lindström, wie wir alle, die sich dem dornenvollen «Städtebau» zugewandt, schwankt zwischen Glück und Ingrimm — wie falsch, wie grundfalsch die Fundamente, auf denen wir bauen. Wir sollten das Werkzeug zu Boden werfen und die Arbeit verweigern. —

Wo sind wir? Eine armselige Strasse, armseliger von Haus zu Haus. Aber es ist die richtige Strasse: Torkel Knutsonsgatan, und dies erbärmliche Haus? Auch die Hausnummer stimmt. Ueber einen fragwürdigen Hof und eine abbruchreife Treppe erreichen wir das Büro von *Hjalmar Cederström*. Das Gemach, weiss gestrichen mit grünen Vorhängen, sauber, fast frauhaft; und dann der Mann, gross, Rundkopf, dunkle Stirne — also mit Dir habe ich korrespondiert, vor Jahren, über jene weitläufigen Gebiete, die am Rand des präzis umrissenen sachlichen Wissens sich ausdehnen, so unbestimmt und so lockend!?

Wo anfangen? Welche Richtung einschlagen? Nach welchem dunklen Waldmassiv aufbrechen?

Der grosse Mann schiebt ein paar Aktenstösse auf seinem Tisch zurück: wir sind aus der Krise heraus, ja, seit anno einunddreissig, seit wir den Goldstandard aufgegeben. Aber ein Rest Arbeitslosigkeit ist geblieben und wird immer bleiben — wenn wir uns nicht um jene Unglücklichen kümmern, die nur noch über eine halbe Arbeitskraft verfügen. Wir bauen ein Krankenhaus; der Kranke wird eingeliefert; der Arzt tut sein Bestes; und nach ein paar Monaten wird der Mann entlassen mit einem freundlichen Klaps auf die Schulter und einem Schein, der bestätigt, dass der Mann über eine 45- oder 50- oder 60prozentige Arbeitskraft verfüge und dementsprechend zu verwenden sei.

Cederström richtet sich auf: der Mann findet in der Welt von heute keine Stelle. Die Industrie von heute kann dergleichen nicht brauchen. Sie kümmert sich wohl um Nebenprodukte ihrer Fabrikation und um Abfälle, Metallsplitter, Sägespäne, Papierfetzen, um Lumpen und Schrott. Aber um Menschenfetzen kann sie sich nicht kümmern. Dazu hat sie keine Zeit.



Södermalm, von der Stadthaustrasse gesehen

Der grosse Mann streicht sich über die Stirn: wir dürfen heute nicht daran denken, heute noch nicht — später. Zuerst kommt der Bau vernünftiger Krankenhäuser. Die Spitäler müssen billiger werden als bisher, viel billiger. Sie müssen besser überlegt sein im Aufbau, in der Ausrüstung, im Betrieb. Die Aerzte dürfen nicht mehr diktieren, sie müssen mitarbeiten. Und die Schwestern müssen mitarbeiten. Jede Abteilung muss einem eigenen Architekten zugewiesen werden, der sich ganz besonders für diese Abteilung interessiert, und mit Arzt und Schwester dieser Abteilung zusammenarbeitet; vier, fünf Wochen lang, wenn's sein muss, mehr.

Ich bekomme den Plan der Arbeitsorganisation erklärt, der vorbereitenden Arbeit. Die neue Art der Auswertung all der Erfahrungen, die anderwärts gemacht worden (mit einem Seitenblick auf die ach so zufälligen Ergebnisse amüsanter Studienreisen). Dann ziehen wir dicke Mäntel an (April in Stockholm!) und verfügen uns in das eiskalte *B a u l a b o r a t o r i u m*, das sich Cederström — nun wird auf einmal alles klar — in dieser unglaublich verlotterten Bude eingerichtet hat. Da sind in natürlicher Grösse aufgebaut — aus Lattengestellen, Sperrholz, Pappe und Rabitz — ganze Krankenzimmer, Untersuchungszimmer, Warteräume, Instrumentenraum und so fort. Vollständig ausgestattet mit Modellbetten, Modellstühlen, Modellwaschtischen. Das Endergebnis von unendlichen Besprechungen, Rückfragen und Erfahrungen. Vor all diesen Realitäten: wie einfach ist die Entscheidung, mit welcher Sicherheit baut sie auf das Wesentliche auf. Wie kläglich verebben die stolzen apodiktischen Töne chirurgischer Halbgötter, wenn neben dem «einzig richtigen» Waschbecken nochmal sieben andere «einzig richtige» Waschbecken auftreten und der goldenbebrillte Mann zum Nutzen der *g a n z e n* leidenden Menschheit die besondere Vorzüglichkeit *s e i n e s* Modells dartun soll. So schlägt ein kräftiger Mann seinen Weg durch einen lianenverstrickten Urwald von Gleichgültigkeit, Eigensinn, Vorurteilen und autoritativem Auftreten.

Und wenn auch im tiefsten Grunde meines Herzens das Giebelstübchen als Krankenzimmer und, wenn's nicht

mehr anders gehen will, das kleine Krankenhaus von höchstens fünfzig, sechzig Betten als das wahrhaft Wünschenswerte ruht, und nicht das Eintausendfünfhundertbettenhaus, das hier vorbereitet wird — diese starke unbeirrte Sachlichkeit, diese Beharrlichkeit im Verfolgen eines einmal gesetzten Zieles hat etwas Hinreissendes. Wie betäubt von soviel Energie drücke ich dem Mann die grosse Hand und verlasse das meisterhafte Werk, das sich so unbekümmert und mit wahrhaft königlicher Verachtung aller Aeusserlichkeiten in der Dürftigkeit von Torkel Knutsonsgatan eingenistet hat.

Die grosse Masse

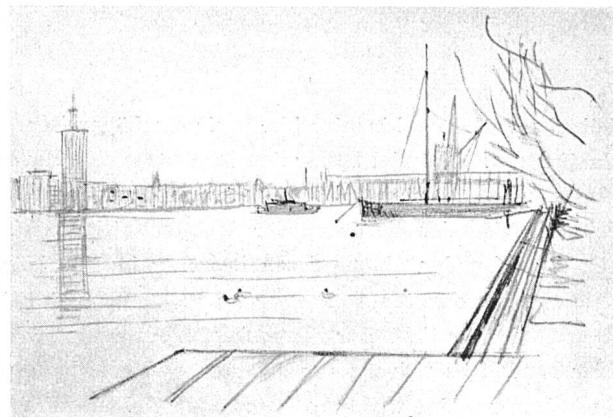
Nach einem etwas hausbackenen Spruch soll der rechtschaffene Mensch

wohnen — über seinen Stand
sich kleiden — nach seinem Stand
essen und trinken — unter seinem Stand.

Der Stockholmer Bürger, so will es uns scheinen, hat die Reihenfolge der weisen Ratschläge vertauscht: er kleidet sich entschieden über seinem Stand, sein Essen und Trinken ist allermindestens standesgemäß — für das Wohnen verbleibt dann nur noch der dritte Rang.

Man wohnt im Massenmiethaus, ganz allgemein; im alten Stadtzentrum sowohl wie in den dichtgedrängten Quartieren des neunzehnten Jahrhunderts, wie draussen auf den Klippen und Abstürzen der Inseln. Der ewige Blick von der Terrasse des Stadshuset, dem Balkon der Stadt, über den Mälar nach Södermalm, schweift von den grossen Linien der weit gespannten Westbrücke über die Felsen von Långholmen, die zarte Silhouette der Högalidskirche und ruht auf den grossen Horizontalen der Massenbauten des «Kvarter Marmorn». Und auf der höchsten Stelle von Kungsholmen, zackig in den hellen Himmel gestellt, die weissen Türme mit den hart abgesetzten Horizontalen — es sind die Massenbauten des «Kvarter Kungsklippan». Tief vom Karlbergsee aufsteigend bis auf die Brücken — auf die Strassenhöhe und darüber hinaus noch weiter sechs Geschosse sich auftürmend in vielverzweigten Trakten — die Massenbauten von Sankt Eriksplan.

Die Trakte sind fünfzehn Meter tief, Zweizimmerwohnungen, Dreizimmerwohnungen. Zu fünf, zu acht, ja zu zehn an einer Treppe auf einem Boden. Was stellt man in aller Welt nur an mit einer Tiefe von fünfzehn Metern? Zuerst bekommt einmal jede Wohnung ihre grossartig entwickelte Diele (deren beste Ecke allabendlich bescheiden durch einen Vorhang zum Schlafzimmer gewandelt wird). Und dann legt man eben Bad und W. C. in die Mitte des Baukörpers, wo er am dunkelsten ist. Auch die primitive Vorstellung des Kontinents, dass die Treppe eines Massenmiethauses direkt beleuchtet sein sollte, stösst hier nur auf ein mitleidiges Lächeln. In be-



Blick auf Norrmalm

treff der Orientierung herrscht eine fröhliche Unbekümmertheit: was wollen Sie? Im Sommer scheint die Sonne hier auch von Norden!

Die ärgerliche Tatsache, dass ein Vorplatz für acht und zehn Wohnungen neben einer einläufigen Treppe eine Unmenge Platz kostet, hat neuerdings zu der pfiffigen Anlage der versetzten Böden geführt: So wird vom Vorhandensein der drei Dimensionen klug Gebrauch gemacht — oft hat man das Empfinden, dass dem Unternehmer eine weitere, vierte Dimension willkommen wäre.

Es gibt da auch sehr schöne Mietwohnungen, selbstverständlich, wo man ganz gern mal einen Sommer verbringen würde, jene drei Serien von schräg gestellten Blöcken in Fredhäll zum Beispiel, im Westen der Stadt, hart über dem Mälar. Zwischen den hohen Wohntürmen, anstatt der albernen, schlecht gepflegten Gärten mit Teppichklopftangen und Müllküsten, tritt hier der blanke Granit zutage, in den flachen Vertiefungen und Rillen ein grüner Rasen- und Moosteppich; mit den hochgehenden Kanten der Bauten wetteifern die schlanken Kieferstämmen, und überall lichte, klare Ausblicke auf Wälder und Seen.

Die Kinder werden in den öffentlichen Parkanlagen spazierengeführt, sie haben auch ihre eigenen Lesesäle und Ausleihzimmer in den Stadtbibliotheken, und überhaupt, wie die Statistik es bestätigt, treten sie ziemlich spärlich auf. In den grossen Massenbauten sind sie eigentlich, gestehen wir es offen, unmöglich.

Draussen, gegenüber dem Sankt Görankrankenhaus, wo die Stadt urplötzlich aufzuhören scheint, und die ungeheure Västerbro zu ihren weiten Bogen ausholt, eine kleine Wohnungsausstellung: drei Häuschen im grünen Abhang, ein paar Fahnen, ein Palisadenzaun — 25 Oere. Dem bescheidenen Eintrittspreis entspricht das bescheidene Bauprogramm dieser Häuschen: vier Stuben und Küche, drei Stuben und Küche, zwei Stuben und Küche. Es sind Modellbauten des grossen städtischen Unternehmens «Småstugebygge», Kleinwohnungsbau, wörtlich «Kleinstubenbau». Holzbauten natürlich, eingeschossig, auch zweigeschossig. Sehr appetitlich hergerichtet, mit Möbeln ausstaffiert und Teppichen, der gedeckte Tisch,

hübsche Vorhänge, hinunter bis zu einer schönen Reproduktion nach dem viel bestaunten Bild jenes dem Hause Borgia verpflichteten Frauenzimmerchens -- all die Schnurrpfeifereien, zu denen der Architekt sich hinreissen lässt, um den ahnungslosen Besucher in eine Märchenwelt zu versetzen, so dass er vor lauter Bäumen keinen Wald mehr sieht. Der süßen Aufmachung zum Trotz: hier handelt es sich um das solideste und ernsthafteste Bemühen, um eine wirkliche Lösung der Wohnungsfrage. Nach dem Prospekt kommt solch ein Dreizimmerhäuschen auf elftausendneinhundert Kronen zu stehen. Da der Bauplatz nicht gekauft zu werden braucht — er gehört der Stadt und bleibt der Stadt — und die notwendige zehnprozentige Anzahlung in Arbeit geleistet werden kann, so hat der Anwärter zu solcher Småstuga bis auf eine sehr mässige Gebühr überhaupt kein bares Geld aufzubringen.

Draussen im Süden und im Westen der Stadt, in Aengby und Enskede trifft man sie in ganzen Schwärmen, diese «Kleinstuben». Sie präsentieren sich da leider recht nüchtern. Statt dass das gesunde Falunrot zur Norm erhoben wurde, stellt man den Bewerbern eine klägliche Skala von fünf trüben Farben von Braun bis Oliv zur Wahl. Die Häuschen sind an der Strasse aufgereiht ohne die leiseste Verschiebung oder Bewegung, ohne Baum-pflanzung, die Einfriedigungen sind dem wechselnden Geschmack der Bewohner überlassen — Hunderte, Tausende von Häusern. .

Der Mann, der das Unternehmen für die Stadt erdacht, gestartet und bis dahin geführt hat, viel verlacht, verlästert und angefeindet, sitzt im Stadthaus, Axel Dahlberg. Eine ernste und gütig aussehende Figur, die aus Stößen von Plänen auftaucht.

Das Land?

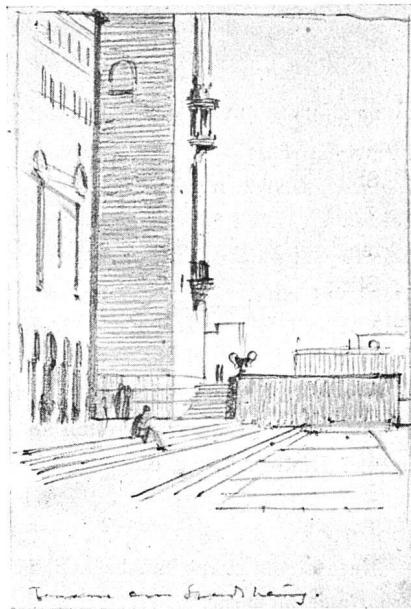
Der Grund und Boden für all die aufgestellten Bauten und noch weit darüber hinaus wurde vor dreissig Jahren von der Stadt erworben. Jetzt sind wir in der Lage, ganz nahe der Stadt Flachbau zu treiben.

Sehr schön. Und haben Sie gesetzliche Sicherungen eingeschaltet gegen den Verkauf von Parzellen?

Gesetzliche Sicherungen? Durchaus nicht. Wir geben den Bewerbern bloss das Baurecht, wir verkaufen nicht.

Haben Sie schon daran gedacht, die Innerstadtkorrektion, vor der Sie stehen, in entsprechender Weise durchzuführen: Ankauf des ganzen Gebietes durch die Stadt, Ausgabe der neuen Parzellen zu Baurecht, Verzinsung und Tilgung der für den Ankauf notwendigerweise zu kontrahierenden Schuld durch die Baurechtzinsen?

Hier hat der leidige Turmbau von Babel, der schon so manche Verständigung vereitelt hat, die Unterhaltung zu Fall gebracht — die Verständigung auch über den verständigsten Dolmetscher hat etwas derart Hemmendes



Der Stadthaustrum. Arch. Oestberg

und Beschämendes, dass man es nicht lange ertragen kann.

Aber trotz all der Klötze und Schlingen der Sprachverwirrung spürten wir doch, dass wir beide unserm Leben dasselbe Ziel gesetzt: menschenwürdiges Wohnen für die grossen Massen.

Die Repräsentanten

Wenn man den dunklen Torbogen des von Oestberg erbauten Stadthauses durchschritten, umfängt einen eine verzauberte Welt. Eine Welt der Schönheit und der Geheimnisse. Ein Burghof, derb gepflastert; hohe Backsteinwände mit schmalen Fenstern; da und dort eine Oeffnung zugemauert, wie in Eile, von unbekannter Hand, wie um etwas zu verheimlichen — goldene Schätze — eine furchtbare Mordtat.

Ein Turm, unübersehbar hoch, dräut in das kleine Hofviereck herunter, dessen eine Seite — o Wunder — sich öffnet: zwischen granitenen Säulen entflieht der Blick auf einen silbernen See.

Die wirkliche Unwirklichkeit aber betritt das Kind des zwanzigsten Jahrhunderts in der «blauen Halle»: ein schöner Raum, gewiss; mit dem unfehlbar schönen Lichteinfall durch einen Fenstergaden, hoch oben an der Decke. Und alles ist aus ehrlichem Material, gewiss, nicht Rabitz und Pappe; und richtig gefügt, vielmehr fast aufdringlich gefügt von seinem Meister, etwa in der Manier, wie der Mann hinterm Ladentisch etwas ärgerlich der zweifelnden Hausfrau den fraglichen Stoff unter die Nase hält und das Gewebe auseinandersperrt.

Aber stimmt es denn, dass da Jahrhunderte gebaut haben? Dass da über die biderb handwerkliche Bauerei der Taumel einer aus dem sonnigen Süden heraufgewehten Kunst hereingebrochen ist, der das trübliche Backsteingemäuer lachend an die Wand drückt mit breit ausladenden Marmortreppen und Estraden und über das

Ganze in glücksendem Gekicher ein ungeheures Blechlamberquin spannt von übermütigster Prägung?

Stimmt es, dass da ein Meister den anderen abgelöst hat? dass der Spätergekommene jeweils neue Normen, neue Axweiten eingeführt hat?

Stimmt es, dass in dem anmutigen Durcheinander das alte zunftgebundene Handwerk weitergewirkt hat, so dass der modisch-akademisch geschulte Meister nur die grossen Linien anzugeben hatte und die Gesellen aus Eigenem beisteuern durften, was irgend an munteren Einfällen ihnen vor Spitzisen und Pinsel trat?

I wo! Stimmt natürlich nicht!

Hinter der Bühne sitzt ein geriebener Regisseur, der schickt nach Geschmack und Laune bald tragische Helden zwischen den Kulissen vor, bald hochgestiefelte Bramarbase, bald zierliche Demoisellen, um dem verblüfften Mitteleuropäer ein artiges Theater vorzumachen. O — sehr schön, sehr amüsant, an einzelnen Stellen fast ergreifend, aber eben doch bloss ein Theater.

Der Kollege fällt mir in die Rede: Nicht so bissig! Das lag im Zug der Zeit — die Besten haben damals...

Ich dreh mich auf dem Stiefelabsatz um und spaziere ein paar Hausgevierte weiter an der Eleonorenkirche vorbei zum Rådhuset: es ist von Westman erbaut, dem Rivalen seines Freundes Oestberg. Beide Bauten, Rådhuset und Stadshuset, sind gleichzeitig entstanden. Wie war das doch mit dem «Zug der Zeit»?

Gewiss, Westman hat genau wie Oestberg Beton und Eisen abgelehnt als würdelos und gemein. Und hat vor alle utilitaristischen Erwägungen den Rhythmus gesetzt und zwar den Rhythmus der Massen wie der Räume. Er ist damit zu fürchterlich dicken Mauern gekommen und zu Fensterpfeilern von ungeheuerlicher Breite. Die Ausbildung der Decken, der Sitzbänke, der Treppengeländer ist nordisch im Sinn jener peinlichen Heimatsschutzromantik — aber all das ganze Wesen ist aus einem Guss. Es gehorcht einem Willen, entspringt einer Auffassung, einem Glauben. Westman ist gutgläubig. Er spielt nicht. Rådhuset ist darum lange nicht so interessant als seine Schwester, das Stadshuset, das zudem sich einer einzigartigen Lage erfreut und auch selbstgefällig genug sich im Mälar spiegelt. Von amüsantem und unterhaltendem, von verführerischem und bestrickendem Wesen ist da vollends keine Rede. Westman muss ein ehrlicher Kerl gewesen sein. Gewiss, er trug auch die Stulpenstiefel der Gustav Adolfschen Reiter wie einige der Oestbergschen Akteure. Aber er hat an diese Stulpenstiefel geglaubt, er hat daran geglaubt, dass er verpflichtet sei, sie zu tragen. Und das macht den Unterschied. —

Aber wo in aller Welt klingen denn die dünnen, scharfen, wohlgesetzten Akkorde des Klassizismus, die unser eins dem Norden verhaftet und verbunden glaubt? Die

paar Interieurs, von anno dazumal, das Theäterchen, das der exzentrische Gustav III. in den dicksten der fünf Türme von Gripsholm hat einbauen lassen, machen noch keinen Sommer. Wohl findet man da und dort ein Schlösschen, eine Kaserne, ein Institut irgend welcher Art — aber von jener kühlen Grösse, die der Klassizismus in die Adern von Kopenhagen gegossen, ist da nichts zu spüren. Viel eher sind es die blanken, klaren Zeilen und Blöcke moderner Prägung, die nun die Führung übernehmen. Sie scheinen nur noch zu warten auf ein grosses, alles überstrahlendes Monument, auf eine ganz grosse Aufgabe, damit endlich nach so vielen Versuchen mit halben Mitteln — seit dem Schlossbau — die Stadt deutlich überhöht wird und einen entschiedenen Ausdruck gewinnt.

Inzwischen spielen die grossen Bildner mit den Aufgaben des Tages: man wird kaum irgendwo in der Welt die Unscheinbarkeiten mit solcher Liebe und Sorgfalt durchgebildet finden wie hier, die Ladenfronten, die Auslagen, die Ausschankstellen, das Mobiliar, die Telefonzellen, die Liftumwandlungen, die Türbeschläge und was alles man in den Begriff des Fensterriegels einschliessen kann.

Betreten wir noch einmal das Gebäude der Bank von Kreuger und Toll, den «Citypalatset», fahren wir im «Hissen» hoch; da oben über den Dächern der Stadt empfängt uns die liebenswürdige Atmosphäre der Margareta-Haushaltungsschule, die sich der leiblichen Bedürfnisse der Menschheit annimmt. Es ist Lunchzeit — greif zu Teller, Messer und Gabel und bediene dich. Da steht als Heiligtum, sozusagen, ein Tisch, ein Altar fast, in der Mitte des Raumes, beladen mit allen den Herrlichkeiten von Luft, Wasser und Erde; gesotten, gebraten, gebacken; auf Eis, im Heisswasserbad, auf immerglühenden Platten. Und Gläser sind da, kleine und grosse, und Tassen, und — selbstverständlich — die dazugehörigen Getränke. Greif zu, bediene dich, du bist hier Guest, wohl aufgenommen, Freund des Hauses. Dass du am Ausgang eine Krone fünfzig Oere abgibst, ist mehr nur eine Formsache, eine Höflichkeit.

Dieser offene Tisch, den du hie und da noch triffst, auch in den besten Häusern, mag von den Kontinentalen in Erinnerung festgehalten werden als anschauliche Synthese zwischen dem alten und dem neuen Schweden: noch im großstädtischen Restaurant klingt der fröhliche Ton an jener kindlich-unschuldsvollen Hochzeits- und Kindbettsfressereien, die den Höhepunkt des Landlebens bilden in alter und neuer Zeit. Die Stadt würde sich selbst aufgeben, wenn sie mit der alten Sitte brechen wollte, ist doch in Schweden mehr als anderswo das Land die Urmutter des ganzen Lebens — und damit auch der Stadt.

Hans Bernoulli